

Ekkehard.

38] Historischer Roman von Joseph Victor von Scheffel.

Praxedis war zu ihm herangeritten. Warum hast du mich nicht auch ein Vidensin aus der Schlacht mitgebracht. Professor? sprach sie leicht. Es soll eine sonderbare hummische Art: rone drin herumgetrieben haben, so ihr die gefangen, hätten wir jetzt ein Färlein.

Ekkehard hat an Höheres zu denken, als an hummische Frauen, sprach die Herzogin in bitterem Ton, und er weiß zu schweigen wie einer, der ein Gelübde getan. Was brauchen wir zu erfahren, wie es ihm in der Schlacht erging?

Die schneidige Rede trankte den Erntten. — Schertz zu unrechter Zeit wirkt wie Eßig auf Honiglein. Er ging schweigend hinaus, holte Herrn Burkharths Schwert, entblühte es seiner Scheide und wußte es unwillig auf den Tisch vor Frau Hadwig. Frischrote Nadeln glänzten feucht auf der braven Klinge und junge Scharpen waren in den Hand gesehen. Ob der Schulmeister müßig ging, sprach er, mag der da bezeugen! Ich hab meine Junge nicht zum Herold meiner Tat ermaunt.

Die Herzogin war betroffen. Sie trug noch einen Mißmut auf dem Herzen, es mußte und drängte, ihm zürnende Luft zu schaffen — aber das Schwert Herrn Burkharths weckte mannigfache Gedanken, sie hielt den Groll an sich und reichte Ekkehard die Hand. Ich wollt Euch nicht tranken, sprach sie.

Die Milde der Stimme ließ ihm vorwurfsvoll, er zögerte, die bargebotene Rechte zu ergreifen. Schier hätte er um Verzeihung gebeten für seine Naivität, aber das Wort stockte ihm; — da ging die Litre des Saales auf, es ward ihm alles Weitere erspart.

Hadamoth, das Hirtenskind, trat ein. Schlichtern stand sie am Eingang, übermäßig und verweint das Antlitz; sie geirrete sich nicht zu reden.

Was hast du, arm Kind? rief Frau Hadwig. Komm näher! Da ging die Hirtin vorwärts. Sie lächelte der Herzogin Dank. Da erlah sie Ekkehard, dessen geistlich Gewand ihr Ehen einfällte, sie nagte sich auch ihm, seine Hand zu küssen, sie wollte reden, Schindigen hemme ihre Stimme.

Nicht dich nicht, sprach die Herzogin tröstend. Da fand sie Worte.

Ich kann die Gänse nimmer hüten, sprach sie, ich muß fortgehen. Du sollst mir ein Goldstück schenken, so groß du eines hast. Wenn ich wieder heimkomm, will ich zeitweilig dafür schaffen. Ich kann nichts dafür, daß ich fort muß.

Warum willst du fort, Kind? fragte die Herzogin, haben sie dir was Leid's getan?

Er ist nicht mehr heimgekommen. Es sind viele nicht mehr heimgekommen; darum müßt du nicht fort. Sind draußen geblieben, sind bei Gott im Himmel und sind in einem schönen lustigen Garten und wohnhaft und habens besser denn wir.

Aber das Hirtenskind schüttelte sein junges Haupt. Audifax ist nicht bei Gott, sprach er, er ist bei den Hunnen. Ich hab nach ihm geschaut drinnen im Feld, er war nicht bei den toten Männern, und das Kohlenbrenners Hut von Hohenstöffeln, der auch mit den Schützen zog, hats geüben, wie ihn einer. Ich muß ihn dort holen, es läßt mir keine Ruh mehr.

Wo willst du ihn holen? Das weiß ich nicht. Ich will gehen, wo die andern hingekommen, die Welt ist groß, am Ende sind ich und du, das weiß ich. Das Goldstück, das du mir schenken sollst, will ich den Hunnen geben und sagen: Laßt mir den Audifax frei; und wenn ich ihn hab, kommen wir beide heim.

Frau Hadwig hatte ihr Wohlgefallen am Außerordentlichen. Von diesem Kind mögen wir alle lernen! sprach sie, doch die kleine Hadamoth zu sich empör und lächelte sie auf die Sitze. Mit dir ist Gott, darum sind deine Gedanken groß und tief und du weißt nicht davon. Wer hat ein Goldstück von euch bei der Hand?

Der von Randegg nestelte eins herfür. Es war ein großer Goldtaler, und war der Kaiser Karl darauf geprägt mit einem grimmen Antlitz und arh offenen Schlingen, und auf der Rückseite war ein gekröntes Frauenbild zu schauen und eine Schrift. Es ist mein letzter! sprach der Randegger lachend zu Praxedis. Die Herzogin gab ihm dem Kind: Neuch aus im Herrn, es ist eine Fügung.

Es war ihnen feierlich zumute und Ekkehard legte seine Hände auf Hadamoths Haupt wie zum Segen.

Ich dank euch! sprach sie und wollte gehen. Noch einmal wandte sie sich um: Wenn sie mir aber den Audifax für das eine Goldstück nicht herausgeben?

Dann schenkt ich dir ein zweites, sagte die Herzogin.

Da ging das Kind zurechtlich von dannen. Und Hadamoth zog in die unbekannt Welt hinaus, das Goldstück in ihrer Hand, die Hirtensack mit Brot gefüllt; — den Stab hatte ihr Audifax einst aus demgeländern Stechpalme geschnitten. Ob Weg und Steg ihr unbekannt, ob Speise und Obdach zweifelhaft, darum hatte sie nicht Zeit, sich zu kümmern. Die Hunnen sind gegen Sonnenuntergang gezogen und haben ihn mitgenommen, das war ihr einziger Denken, der Lauf des Rheins und der Sonne Untergang ihr Wegweiser, Audifax ihr Ziel.

Mühsig ward ihr die Gegend fremd. Ferner und schmäler glänzte der Bodensee vor ihrem Blick, neue Bergkuppen schoben sich vor und verdeckten ihr die gewohnten stolzen Formen des heimatischen Felsens: da schaute sie eine Mäule zurück. Noch einmal lugte die Kruppe des Hohenstiwel mit Turm und Mauer und Zinnen zu ihr herüber, vor blauem Dukt umzogen, dann schwand sie. Ein unbekanntes Tal tat sich auf, weite schwarze Tannwälder zogen sich über ihr hin, niedere Hügel mit tief herabhängenden Strohdächern lagen verstreut im Waldesbunzel — unvorzaget ging Hadamoth weiter und winkle den Gegerner Bergen den letzten Grüt zu.

Wie die Sonne jenseits der Wälder zur Ruhe gegangen war, hielt sie eine Weile: Jetzt länten sie zu Hause den Abendsegen, sprach sie, ich will beten. Und sie kniete in der Vergeinamkeit und betete, erst für Audifax, dann für die Herzogin, dann für sich — und alles war still ringsum. Sie hörte nur ihr eigen pochend Herz.

Wie wüßts meinen Gänsen ergehen? dachte sie beim Aufstehen: jetzt ist die Stunde, sie einzutreiben. Dann trat wieder Audifax vor ihre Seele, an dessen Seite sie so oft von der Weide zu Berg gefahren, und sie ging schneller.

In den Meierhöfen im Tal rührte sich niemand. Nur vor einer Strohdachhütte sah ein altes Weib. Du sollst mich heut nacht bei dir behalten, Großmutter, sprach Hadamoth zutraulich. Die gab ihr keine Antwort, doch ein Zeichen, daß sie bleiben könne. Sie war taub und alleine zurückgeblieben, die Männer fort ins höhere Gebirg, der Hunnen wegen.

Aber vor Tagesgrauen war Hadamoth wieder unterwegs. Und sie ging durch lange, lange Wälder, drin wollte es kein Ende nehmen mit Tannen und war das erste lautlose Wehen des Frühling's im Walde, die ersten Blumen streckten ihre Köpfer aus dem Moos herfür, die ersten Käfer flogen leise summend drüber, und ein Darsgeruch, kräftig und anmutend, zog wehend herum, als wär er ein Wehrauch, den die Tannen der Sonne hinaufschickten zum Dank für alles, was sie zu ihren Höhen lustig hervorgetrieben.

Der Hirtin gefiel's nicht. Hier ist zu schön, sprach sie, hier können die Hunnen nicht sein.

Sie lenkte ihren Schritt vom Gebirg abwärts und kam auf einen Platz, da war der Wald licht und weite Umschau. Tief unten in der Ferne floß der Rhein gekrümmt gleich einer Schlange, eingeklemmt zwischen doppelter Strömung trug eine Insel viel stattliche Mauern wie von Kirche und Kloster, der Hirtin schartes Auge sah, daß das Mauerwerk geschwärt und fleckig war und kein Dach mehr trug. Eine blaue Rauchwolke stand unbeweglich drüber.

Wie ist hier geheißen? fragte sie einen Mann, der aus dem Walde kam.

Schwarzwald! sagte der Mann.

Und drüber?

Nelmann.

Die Hunnen sind drüber gewesen? Vorgetern.

Wo jetzt?

Der Mann hatte sich auf seinen Stab gestemmt und schaute das Kind scharf an. Er deutete rheinabwärts. Warum? fragte er.

Ich will zu ihnen. — Er hob seinen Stab und ging seines Weges weiter. Welliger Hintan, tritt für mich! rurmerte er im Fortgehen.

Und wiederum schritt Hadamoth unverbrossen weiter. Sie hatte von der Höhe ersehnt, daß der Rhein in großem Bogen vorwärts strömte; da ging sie quer über das Gebirg, den Hunnen einen Vorsprung abzugewinnen, und war zwei Tage unterwegs, die Nacht im Walde auf Moos gebettet, und schier keinen Menschen begegnet. Aber viel wilde Talschluchten traf sie und rinnend Gewässer und alte Stämme, die der Sturmwind gefüllt; am Plage, wo sie sonst ihre Wipfel hoch den Himmel gerückt, saulten sie und leuchteten grauweiß unheimlich im Dunkel. Sie ließ den Mut nicht.

Das Gebirg ward milder feil und schachte sich zu einer Hochebene ab, da trüß oft rauher Fußweg drüber und Schnee lag in den Talmulden; sie ging weiter.

Das letzte Stück Brot war verzehrt, da kam sie auf einen Bergkücken und sah wieder den Rhein in der Ferne. Jetzt wollte sie dem entgegen; aber wie ein Riß im Erdreich tat sich eine enge Kluft diesseits des Berges auf, ein Waldstrome schäumte in der Tiefe. Junger Schuß von Ständen und Brombeer und dornigen Gestrüpp hielt den Abhang dicht besetzt; sie dahnte sich einen Weg durch. Es kostete Mühe und Schwweiß, die Sonne stand hoch am Himmel, die Dornen rissen am Gewand. Wenn der Fuß unwillig still stehen wollte, sprach sie: Audifax! und hob ihn vorwärts.

Jetzt war sie unten, zu Füßen dunkler Felswände. Das Wildwasser hatte sich Bahn durch sie gebrochen und stürzte in klarem Fall drüber weg; die verwitterten Steine glänzten im Wasserdust, röhtiges Moos hatte sich dran festgesetzt wie eine Verpöbung; die Fels ledte hinauf und brauste wechsellnd drüber hin, bis sie wenig Schritte davon in tiefen durchschlammtem Becken still hielt und andruchte, wie ein müder Mann, der sich und seines Lebens Tollheiten klar beschauen will. Keppige Pflanzen mit großen Blättern sproßten auf; der Wasserstrome funkelte in farbigen Tautropfen drin. Mangelgestelte Ribellen flogen auf und ab, als wären sie die Geister verstorbenen Eifen.

Die letzte Hongo-Schlacht und ihr Ergebnis.

Anfang Februar.

Vom Mai 1915 bis zum Spätsommer 1916 haben die Italiener den Verteidigern unserer Mitteländerischen Front fünf große Schlachten geliefert, deren Ergebnis man, wenn man die Erlöse an den Opfern nicht, als schwere Niederlage bezeichnen muß. Italienische Mithm-edigkeit hat das zwar nie gelten lassen, aber die Sache ist völlig klar. Die Verteidigungsschlachten haben ein andres Gesicht als Begegnungsschlachten, und der Verteidiger liegt eben, indem er sich auf seinem Platz besinnt. Man kann von ihm nicht verlangen, daß er den an Streiterzahl und Kampfmitteln weit überlegenen Gegner auch noch zwingt, das Feld zu räumen, wie denn andererseits ein vermehren überlegener Angreifer sich erst dann mit Fuß den Sien zu schreiben darf, wenn es ihm gelingt, die gegnerliche Front völlig aus den Angeln zu heben und sich freie Bahn zu schaffen — wenigstens bis zu den nächsten Zielen. Das ist den Italienern bis heute nicht geglückt, und daher sind die Erfolge ihrer letzten Anstrengungen, die ihren Angriffsvorbereitungen eine alles Bergangene überbietende Intensität und materielle Wucht gaben, durchaus problematisch. Die eberne Wofre, die ihnen den Weg nach Triest vertrammet, ist fester denn je in ihren Angeln, und die Einbeulungen, die sie erlitten hat, erweisen nur die moralische Zählheit des Widerstands.

Wie gering die Aussicht der Italiener ist, diesen elastischen Widerstand zu zerbrechen, erhellet am deutlichsten aus dem Verlauf der beiden letzten großen Herbstschlachten im Oktober und November. Der italienische Angriff zeigte in diesen riesenhaften Kämpfen ganz den Stil und die Methode der französisch-englischen Sommeroffensive, der Wille zum vollständigen Sieg gab sich nicht bloß in der energischen Sprache der Befehle kund, sondern auch in den besonders sorgfältigen Maßnahmen zur Vorbereitung der Aktion. Bisher war es den Italienern niemals gelungen, unsere wachsame Führung über ihre Abflüchten und insbesondere über den Zeitpunkt bevorstehender Angriffe zu täuschen, diesmal aber hatten sie die Geheimhaltung in ein System von Verfälschungen gebracht, durch deren dichtes Gewebe keine wertvollen Nachrichten zu den untrigen Schlipfen konnten. Früher hatte sich jeder Angriff schon vorher durch das Erscheinen von Ueberläufern angekündigt, die sich der bevorstehenden Todesgefahr durch Desfiction entzogen. Im Oktober und November blieben aber diese Vorboten jeder italienischen Offensive völlig aus, denn ehe das Donnerrollen der Aufenerlagen begann, wüste auch in den jenseitigen Schützengräben niemand, was bevorstehe. Erst unmittelbar vorher waren die Kompagnie- und Zugkommandanten verständigt worden, die Mannschaft aber erfuhr erst, was los sei, als die Sturmkolonnen geordnet wurden. Um sie zu täuschen, hatte man bei allen Frontregimentern verbreitet, daß sie demnächst abgelöst und in Reserve gezogen würden. Auch die amarschierenden Verstärkungen glaubten bloß zu Abflüchtungswecken in den Frontbereich vorzurücken. Am die Truppen vollends einzuschließen, verlaublich war, daß am 1. November die Winterurlaube beginnen würden. Die Stützen hinter der Front boten bei Tag nur das normale Bild; jede Bewegung, die sich der Aufmerksamkeit unserer Beobachter entziehen sollte, erfolgte bei Nacht.

So sein gewonnen nun auch das Gewebe des Vorhangs war, so konnte sich das, was hinter ihm vorging, doch nicht ganz den wachsamem Späherblicken unserer Beobachter entziehen. Zu dicht waren die Massen, die die Italiener auf den Sammelplätzen des Plateaus und im Kaltowe-Zal zusammenhaufen, als daß man sie in völliger Verborgenheit hätte halten können. Besonders auffallend war die plötzliche Vertiefung ausgedehnter Feldlager ins Bauland, das unmittelbar hinter der italienischen Front lag. Jedenfalls waren die Untrigen auf der Hut und bereit, dem Feind, wie stark er auch sei, würdig zu empfangen. Er war sehr stark. Die dritte italienische Armee hat in den beiden letzten Hongo-Schlachten im Raum zwischen Trippach und dem Weer nicht weniger als 17 Divisionen gegen unsere Front loszernen lassen. Die Vorbereitungen des Angriffs besorgten fast 2000 Geschütze aller Kaliber, dazu viele Hunderte von neuartigen Minenwerfern, die die Wirkungen des Trommelfeuers der Artillerie in mehrfacher Weise ergänzten. Die dritte Schlacht währte vom

9. bis 12. Oktober. Die Wucht des italienischen Angriffs verteilte sich gleichmäßig über das ganze Plateau. Es war zweifellos völlige Zerschmetterung unserer Front durch allgemein überraschenden Angriff (Mitacco travolgente) und Durchbrechung sämtlicher Verteidigungslinien in einem Zuge beabsichtigt. Die Angriffskolonnen waren auf das sorgfältigste instruiert. Jede Welle der Stürmtruppe erhielt noch eine besondere Funktion für den Nahkampf. Die erste Welle waren die Handgranatenwerfer eingesetzt, in die zweite Welle die Flammmwerfer, die dritte war mit Schutzschilden versehen, mit der vierten plangen die Torpedowerfer usw. Die einzelnen Wellen sollten in Abständen von 50 Schritten folgen. Die Post der Angriffswellen schwankte bei den einzelnen Brigaden zwischen sechs und vierundzwanzig. Viele Unteroffiziere wurden mit Raubbomben betraut, deren Quaden die Angreifer in eine dicke Wolke hüllten und unsichtbar machten wie eine Tarnkappe. Damit sich unsere Truppen auch noch über den Zeitpunkt des Sturmbeginns täuschten, wurde das Trommelfeuern nicht säh eingestellt, sondern in den Nachbarschaften der vorbezeichneten Eindringstellen verdrückt, so daß die in den Ravennens des Angriffs harrenden Verteidiger nicht sofort merken konnten, daß vor ihrer Front bereits der Infanterieangriff im Gange ist. So mußte denn auf der ganzen Linie der Kampf den Charakter eines wilden Ringens annehmen, das sich fast überall außerhalb der Stellungen auf dem feinsten, von messerscharfen Feldkrissen durchlöchernten Karstboden abspielte. Nahkämpfe gegen mehrfache Uebermacht waren die Regel. Freilich kam da unsern Truppen das Sperrefeuern unserer Artillerie zu Hilfe, das allerdings rechtzeitig einsetzte und namentlich die hinteren Wellen der italienischen Sturmkolonnen sowie die Reserven arg lichtete. Es hatte die Wirkung, daß der Angreifer, nachdem er unsere erste Linie überzerrt hatte, bald ins Stoden geriet und ermüdete. Die Verbände gerieten alsbald völlig durcheinander, und die formlosen Massen mußten, ehe sie weiter konnten, neu geordnet werden. Diese Verzerrungen gaben unsern rasch vorgezogenen Reserven immer wieder die Gelegenheit, den wohl unermüdet weit überlegenen, aber erschütterten und außer Hand und Band geratenen Feind nach kurzem Feuerkampf mit wuchtigem Anprall zurückzuwerfen. Der ganze Endabschnitt der Karstfront wurde auf diese Weise im Gegenangriff wieder gewonnen. Manche Gräben wechselten dort mehrmals den Besitzer, bis sie schließlich doch in unserm Besitz blieben. Nur der Weiter Nova Das verblieb dort in den Händen der Italiener, dagegen war alle ihre Mühe vergebens; die Cöte 144, deren Kammlinie einen Monat vorher dem Druck von acht italienischen Regimentern hatte preisgegeben werden müssen, vollständig in ihre Gewalt zu bekommen. Ebenso schütterten alle Angriffe der italienischen Sturmbrigade Catanzaro, der man eigens die schwierige Aufgabe zugewiesen hatte, die Cöte 208 zu gewinnen. Raumgewinn erzielte der Feind nur im Nordabschnitt des Plateaus, wo es ihm gelang, Derzja zu nehmen und auch den linken Flügel des dort kämpfenden Korps um 2 bis 3 Kilometer zurückzudrücken. Die Dresche, die davor in unserer Front entstand, schloß sich, noch ehe der Angriff der Brigaden Mantua und Klessandra, die nun unsern Südsügel von Subi Vog her aufrollen konnten, in Gang kam. Blüßnell warf sich das Landwehregiment Nr. 3 in die Kluft und trieb mit vehementem Angriff den Feind weit zurück. Am 11. und 12. Oktober tobte die Schlacht weiter, aber die Italiener gewannen nun keinen Zoll Boden mehr und stellten am Abend des 12. den Kampf ein.

Nicht für lange Zeit. Denn schon am 31. Oktober setzte das Trommelfeuern ein, das bis zum 2. November während neun Tage Hongo-Schlacht einleitete. Auch diesmal wurde die ganze Karstfront mit gleicher Heftigkeit angegriffen, besonders starke Kräfte aber wurden gegen den Abschnitt von Kostanjevica angeetzt. Das nächste Ziel war für den italienischen Angriff die Einnahme der Kuppen-Belfort Drbach und Fajit Drib im nördlichen Höhenzuge, der nach ihrer Meinung das Rückgrat unserer Karststellung bildet. Die wirklichen Absichten gingen aber weiter. Gefangene Offiziere lauteten: Diesmal ist erer Widerstand wirklich vergebens. So schnell könnt ihr und gar nicht wegbringen, daß wir nicht morgen schon befreit sind. Vergebliche Mühe, sehr noch Triest halten zu wollen. Tatsächlich waren gegenüber einem unsern Korps auf engstem Raum nicht weniger als 18 Brigaden zusammengekauft, wovon 12 das erste und 6 das zweite Treffen bildeten. (Die Brigade Hosta war noch im Anmarsch.)

Am 31. Oktober willerte das Trommelfeuern Tag und Nacht. Nachts wurde es auf unsere zweite Linie gerichtet. Als am 1. November um 11 Uhr der Angriff begann, konnten die Brigaden Napoli und Pinesolo, die den Belfort Drbach und Fajit Drib erklären sollten, offene Linien einrennen, denn die völlig zerföhrenen Stellungen auf den beiden Kuppen konnten von den dort befindlichen schwachen Kräften nicht lange gehalten werden. Dagegen hatten weiter südlich insbesondere die Brigaden Toscana, Lombardia, erste Verfallerier-Spezialbrigade, Trapani und Ferrara die ganze Zählheit des Widerstands der Verteidiger auszuhalten. Nur bis in die Nähe des Belforts von Kostanjevica konnten sie sich mit schwerster Mühe vorarbeiten, dann brachen alle weiteren Angriffe unter dem Eifenhagel des Sperrefeuers zusammen. Vergebens wurde die Masse von den hinten nachrückenden Wellen vorwärtsgehoben, die entgegenprasselnden Geschosse bremsten die Bewegung immer wieder ab. Vergebens hatte sich ein Verfallerier-Regiment in nicht weniger als 24 Wellen zum Angriff gestaltet; es kam nach Ueberrennung der ersten Linie nicht mehr vom Fied, ebensowenig wie die Brigade Toscana, die in Wellenkolonnen mit je zwei Bataillonen nebeneinander vorrückte.

Inmitten hatten die Italiener am Abend des 1. November einigen Raumgewinn zu verzeichnen; es war ihnen geglückt, zwischen Subi Vol und dem Karstrand unsere Front in der Tiefe von höchstens 2 Kilometer einzunehmen. Der rechte Flügel unsern Südabschnitts mußte infolge dessen auch ein klein wenig zurückgezogen werden. Das geschah aber ohne feindlichen Druck; denn südlich von Subi Vol hatten die Italiener am 1. November trotz wüthender Angriffe nicht den geringsten Erfolg erzielen können. Die Brigade Catanzaro, die bis Selo hätte vorbringen sollen, mußte sich begnügen, von der geräumten Cöte 208 Besitz zu ergreifen, um sich dort von den schweren Verlusten zu erholen, die sie sich beim Sturm auf Ramiano zugezogen hatte. Dieser überrennende Angriff war nach anfänglichem Erfolg schwer mißglückt. Wohl gelang es den Italienern, in unsere vorbeste Linie, die sich über die Cöte 175 zieht, einzudringen und dann in einem Anlauf bis nach Ramiano, das einen Kilometer hinter unserer Front liegt, vorzubringen. Dann mußten sie aber, nachdem sie alle Schreden unsern Sperrefeuers durchgeholt hatten, dem Gegenstich eines einzigen Bataillons weichen, das sie bis in ihre Ausgangsstellungen zurücktrieb.

Am Abend des 1. November war der italienische Angriff an den Rand seines Erfolgs gekommen, und der spärliche Raumgewinn ließ sich an den folgenden zwei Schachtagen auch nicht um Quarensbreite erweitern. Das Ergebnis der Schlacht war die heutige Situation, und die ist für den Feind nicht besonders günstig; denn der Raumgewinn hat weiter nichts zur Folge gehabt, als daß nun ein beträchtliches Stück der italienischen Front von der untrigen flankierend umfaßt ist. Opfer hat dieses Ergebnis genug gekostet; denn bloß in der Novemberübersicht hat die dritte italienische Armee nach nichtzernem Schätzungen, die von den überreizenden Gefangenenaussagen gans absehen, bis 20 Prozent ihres Gefechtstandes eingebüßt.

(Rk.) Hugo Schulz, Kriegsberichterstatter